

**DIE DEMONTAGE EINES EUROPÄERS IN IRAN:
EIN AUFSATZ VON ĞALĀL ĀL-E AĤMAD**

VON

BERT G. FRAGNER

Berlin

Etwa um 1960 lernte ich als Studienanfänger am Orientalischen Institut der Universität Wien Herrn Dr. med. Hans Strasser kennen. Nach meiner Schätzung mußte er damals gegen 60 Jahre alt gewesen sein. Seine Leidenschaft gehörte dem Orient, er war schon oft in Iran und Pakistan gewesen. Als Gasthörer besuchte er regelmäßig unser Institut. Mit Medizin hatte er wenig im Sinne, vielmehr widmete er sich in den — vielen — Stunden seiner Muße dem Selbststudium iranischer Sprachen und Dialekte. Wir Studenten mochten ihn gut leiden. Er erzählte kuriose Erlebnisse aus seinen Reisen, amüsierte uns durch seine unverdrossene Suche nach muttersprachlichen Gewährsleuten für exotische Zungen. Ich vergesse nicht, wie er eines schönen Frühlingstages von der Wiener „Albrechtsrampe“, wo unser kleiner Studentenkreis den Sonnenschein genoß, zur Straße hinunterraste und einen jungen, dunkelhäutigen Passanten mit den Worten „You must be a Tamil!“ festhielt. Der Angesprochene zuckte zusammen und reagierte in breitem Vorstadtwienerisch: „Tepperter Hund, laß' mi aus oder i ruaf an Polizisten!“. Möglicherweise gehörte er jener Gruppe von Mitbürgern an, die der zynische Volksmund „Besatzungskinder“ nannte.

Im Sommer 1964 traf ich Strasser in einem Istanbuler Studentenheim wieder. Er war zwei Jahre lang als Firmenarzt bei Ölschürfern in Libyen tätig gewesen und vorzeitig entlassen worden, weil er seine Patienten zu häufig krank geschrieben und im Lazarett behalten hatte, wo er sie dann tagelang darum bat, ihm arabische Dialektproben vorzusprechen. Nunmehr befand er sich auf dem Weg nach Iran. Er hegte das Ziel, mit seinem in Libyen Er-

sparten dort mehrere Jahre zu verbringen, um das Belutschische zu erforschen. Ich besuchte mit ihm irgendwann das Mahmut Paşa Hammamı, ein wunderschönes altes Istanbuler Badehaus. Während ich mich aufs angenehmste waschen und massieren ließ, fiel er dem badenden Publikum dadurch auf, daß er mit einem Notizblock alle Erreichbaren nach türkischen Termini über das Badewesen abfragte. Irgendwann fiel damals der Name des iranischen Schriftstellers und Publizisten Ğalāl Āl-e Aḥmad, mit dem er offenbar befreundet war — jenes Āl-e Aḥmad, der gerade um diese Zeit mit seiner später berühmten Schrift *Ğarb-zadāgī* fast anderthalb Jahrzehnte vor Edward Said bei der iranischen Intelligentsia eine bis heute andauernde, speziell iranische Variante der „Orientalismusdebatte“ auslöste.

Im Herbst 1964 suchte mich Strasser in Teheran auf. Er war nun endgültig auf dem Weg nach Belutschistan. Spät am Abend läutete er mich aus meinem Zimmer im Universitätsgästehaus und fragte mich ohne weitere Begrüßungspräliminarien nach meiner Meinung über die grammatikalische Kategorie des Ergativs im Kurdischen, ob der überhaupt ernst zu nehmen sei und wie er im Belutschischen belegt werden könne.

Nach vier Jahren in Belutschistan tauchte er wieder in Teheran auf. Die Zahl seiner Rucksäcke, in denen er das gesammelte Sprachmaterial transportierte, hatte sich erheblich vergrößert. Seine Geschichten waren hörenswert. Von zahllosen belutschischen Stämmen als Gast bewirtet, bezifferte er seinen monatlichen Beitrag zu seinem Lebensunterhalt auf durchschnittlich nicht mehr als zehn österreichische Schilling. Wegen seiner Leidenschaft für die belutschische Sprache habe man ihn vor kurzem in Pakistan des Landes verwiesen. Ein pakistanischer Gendarm habe ihn etwa 60 Kilometer weit bis an die iranische Grenze geführt. Unterwegs scheint Strasser von diesem Manne besonders wertvolle Sprachproben ergattert zu haben. Der inzwischen etwa 65-jährige Strasser hatte den Gendarmen unter anderem auch dadurch in Erstaunen gesetzt, daß er — Strasser — mehrere Kilometer in einem Fluß schwimmend zurückgelegt hatte, während sein Begleiter Mühe hatte, mit dem Tempo des rüstigen Schwimmers Schritt zu halten. Er sei nun nach Teheran gekommen, um sein an der österreichischen Botschaft deponiertes Sparbuch zu plündern. Das Geld wolle

er in einen Gemüse- und Grünzeugladen in Zāhdān investieren, dessen Besitzer ein belutschischer nationalistischer Freiheitskämpfer und Dichter sei. „Eine Fundgrube, der Mensch, kann ich Ihnen sagen, eine unerschöpfliche Fundgrube!“. Strasser wollte ihm beim Gemüseverkauf zur Hand gehen und ihn gleichzeitig nach belutschischem Sprach- und Textmaterial abfragen.

Strasser war ein Einzelgänger. „Wissen Sie, einmal habe ich in Kwetta den Bryan Spooner (einen britischen Ethnologen und Belutschenspezialisten, der damals am Teheraner British Institute of Persian Studies beschäftigt war) getroffen und ihm vorgeschlagen, wir sollten etwas gemeinsam machen. Er hat unfreundlich abgelehnt. Die haben ja alle Angst, jemand könnte ihnen etwas von ihren Arbeitsgebieten wegschnappen!“

Spooners Überlieferung der Begegnung lautete anders: „Ich lag in Kwetta bei sommerlicher Gluthitze mit einem heftigen Fieberanfall im Hotelzimmer zu Bett. Plötzlich, lange nach Mitternacht, geht die Tür auf. Strasser tritt ein und schlägt mir vor, wir sollten doch unverzüglich gemeinsam belutschische Dialekte erforschen. Vom Fieberfrost geschüttelt, habe ich ihn mühsam stammelnd hinausgeworfen.“

Ein skurriles, kurioses Original, dieser Dr. med. Hans Strasser, schrullig und amüsan, einer jener zahllosen monomanen Charaktere, die das Abendland hervorgebracht hat und die durch ihre seltsamen Verhaltensweisen recht viel zu unserer wissenschaftlichen und allgemeinen Kenntnis der Welt beigetragen haben. Ein begabter, leidenschaftlicher, fleißiger Dilettant. Wer weiß, was aus seiner Sprachprobensammlung alles herauszuholen wäre!

Sein vermeintlicher „Freund“ Āl-e Aḥmad und dessen Frau Sīmīn haben das wohl anders gesehen. Meine witzig sein sollenden Anekdoten noch im Ohr, hat mich vor einigen Jahren meine Freundin und Kollegin Erika Glassen (Freiburg) darauf aufmerksam gemacht, daß Ġalāl Āl-e Aḥmad ein längeres Gespräch mit Strasser in Form eines Essays veröffentlicht hatte. Es war in dem Sammelband *Kārnāmā-ye se sālā* (Notizbuch aus drei Jahren) unter dem Titel *Goftogū bā yak farangī az farang bar-gaštā va dar ġostoġū-ye zabān-e balūč* erschienen.

Ich habe mich an die Auflage aus 1360š. (1981-2) gehalten (S. 44-65) und lege es hier in deutscher Übersetzung vor.

Das Motto dieser Festschrift könnte in der geringfügigen Variation „Geschichten als Gegenwart“ der Titel dieses Essays sein. Alle wesentlichen Gesichtspunkte Āl-e Aḥmads, des wirkungsreichen iranischen Kritikers der „Verwestlichung“ seiner eigenen Gesellschaft, sind — auch einschließlich einiger typischer Klischees dieser Geisteshaltung — in dem Gespräch des Autors mit Hans Strasser enthalten.

Ein Gespräch mit einem „Westler“, der auf der Suche nach der belutschischen Sprache aus dem Westen zurückgekehrt ist

Vor einigen Jahren habe ich auf meine Bekanntschaft mit einem „Westler“ verwiesen, der gerade aus dem Westen zurückgekommen war. Ich erwähnte, er sei Arzt und komme alle zwei Jahre nach Iran. Aus einer Ecke dieses Landes reise er ein und durchreise es bis in die andere Ecke. Mit einem Rucksack voller Photos, Aufzeichnungen und Erinnerungsnotizen kehre er zurück, um für weiter zwei Jahre Tempo und Hetze der Automobilwelt ertragen zu können. Dieser Arzt sei — nach eigenen Worten — Europa, das während seines fünfzigjährigen Lebens zweimal die Welt in Staub und Blut geworfen habe, einfach leid.

Dieser Herr — Dr. Hans Strasser — ist Österreicher. Zum erstenmal begegneten ihm Sīmīn und ich in Wien, im Sommer des Jahres 1336 (1957). Zuletzt haben wir ihn im heurigen Sommer gesehen. Ich fragte ihn: „Wie wär's, setzen wir uns einmal zusammen und plaudern wir ausführlich miteinander?“ Er stimmte zu. Als er wieder auftauchte, fragte ich ihn: „Heuer hast du nicht einmal gewartet, bis die Hitze vorbei ist?“ Üblicherweise verbrachte er den Sommer in Wien und den Winter hier und in Belutschistan.

Darauf er: „Ich bin kein Europäer mehr. In Europa bin ich ein Fremder. Ich habe es mir so eingerichtet, daß ich fortan nicht mehr zurückkehren werde.“

Ich meinte: „Was hast Du mit Frau und Kindern gemacht?“ Ich wußte, daß er mit einer Dänin verheiratet war, einer Katholikin, ernsthaft und häuslich, und drei Töchter hatte; daß eine von ihnen verheiratet war, die Mittlere, von Beruf Ärztin, wegen einer unglücklichen Jugendliebe unverheiratet geblieben war und die Jüngste noch studierte.

Er sagte: „Sobald ich nicht da bin, fühlen die sich wohler. Für dieses Mal habe ich mich sogar pensionieren lassen.“

Nunmehr kassiert seine Frau seine Pensionsbezüge. Mit ein wenig Erspartem und einer geringen Unterstützung seitens des österreichischen Staates ist er diesmal ohne Unterbrechung hierhergekommen, um gleich nach Belutschistan weiterzureisen. Vor allem ist er hierhergekommen, um zwei Bücherpakete und seinen Krimskrams bei uns zu Hause abzustellen. Die letzten Male hatte ihm das österreichische Kulturinstitut ein Zimmer überlassen, das er die letzten drei, vier Jahre benützt hat. Warum sollte er jetzt, da er doch keine Absicht mehr hegt, zurückzukehren, dort noch ein Zimmer belegen? Aus Spaß meinte ich:

„Wenn Dir etwas widerfahren sollte — was sollen wir denn mit dem Zeug anfangen?“ Immerhin ist er fast siebzig Jahre alt und weiß ja recht gut, was ihm bevorsteht. Darauf sagte er: „Das ist doch alles unwichtiger Kram!“

Um zum eigentlichen Thema zurückzukommen, fragte ich ihn: „Was ist denn das eigentlich in Europa — oder in Österreich —, wovon Du davonläufst?“

„Das ist ein persönliches, privates Problem.“

„Also nach meiner Meinung haben wir es in Deinem Fall nicht mit einem persönlichen Problem zu tun, sondern mit einem allgemein gesellschaftlichen.“

Dem widersprach er: „Nein. Bei mir hast Du es mit einem zu tun, der die Gesellschaft ignoriert, mit einem ‘Asozialen’!“

„Das heißt also, in Deiner Person habe man die Vorstufe zu einem Anarchisten zu sehen?“

„Nein. Ein Anarchist kämpft. Aber der ‘Asoziale’ hält sich von allem fern, er will nicht kämpfen.“

„Im Persischen haben wir dafür eine Redensart: ‘Seinen eigenen Kelim aus dem Wasser ziehen’...“

Er unterbrach mich: „Laß mich ausreden... Ein Anarchist ist gegen die Regierung, den Staat eingestellt. Aber das bin ich nicht. Ich will nur, daß mich der Staat nicht belästigt. Das ist alles.“

„Worin soll er Dich nicht belästigen?“

„Beim Steuernkassieren; bei der Arbeit; der Staat soll mich nicht am Reisen behindern; mit Reisepaß und so weiter ...“

„Wenn wir nun aber einen Staat — rechtmäßig oder zu Unrecht

— als Repräsentanten einer Gesellschaft auffassen —, bist Du denn der Gesellschaft gegenüber nicht in irgendeiner Weise verpflichtet?“

„Ja, letzten Endes wem denn gegenüber? Und wozu?“ Er rückte auf dem Sessel herum und fuhr fort: „Laß mich Dir eine Geschichte erzählen. Als ich in Pakistan war, gerade vor einem Jahr, lernte ich einen Engländer kennen. Er lud mich zur Jagd auf Krokodile ein. Du weißt ja, die kommen dort an den Flußufern vor. Also zogen wir los. Natürlich sind wir auf keine Krokodile gestoßen — allerdings auf ihren Kot.“ Er ist immerhin ein Witzbold!

„Du mußt nämlich wissen: Krokodile kommen nur frühmorgens, vor dem Sonnenaufgang, aus dem Wasser, um ihre Notdurft zu erledigen! Zu eben dieser Tageszeit muß man hinter ihnen her sein und sie jagen, sobald man sie sieht. Aber mein englischer Reisekamerad hatte jedesmal am frühen Morgen viel mehr mit seinem Frühstück im Sinne als mit allem anderen. So kam es, daß wir zu spät aufbrachen. Jedesmal wenn wir ankamen, waren von den Krokodilen nur mehr ihre Kothaufen übriggeblieben. Trotzdem war das alles sehr vergnüglich. Der gute Mann hatte eine große Fabrik in Manchester besessen, oder was weiß ich, wo. Er war in Konkurs gegangen, hatte sein Einkommen für die Begleichung seiner Steuerschulden verpfändet und sich auf Krokodiljagd begeben. Er hoffte, daß er in etwa fünf Jahren seine Steuern bezahlt haben und dann das inzwischen ausgefallene Wasser wieder auf seine Mühlen fließen werde... Das Problem besteht darin, daß Du in Europa fortwährend arbeiten mußt, um fortwährend Geld zu verdienen, wofür Du fortwährend Steuern zahlen mußt, damit die Staaten satt und reich werden, ihrer Habgier frönen, sich hochrücken und schließlich Kriege vom Zaun brechen können. Diesen Kreislauf kann man nur durch die Methode Gandhis brechen, also durch eine sehr ärmliche, bedürfnislose Lebensweise, um nicht den Steuergesetzen anheimzufallen. Du weißt doch, wenn Dein Einkommen unter einem gewissen Mindestsatz zurückbleibt, brauchst Du keine Steuern zu zahlen. Auf diese Weise könntest Du sorglos leben, selbst wenn Du Deine Zeit im Gefängnis zubrächtest. Und wenn dann alle Gefängnisse überfüllt wären ... hast Du darüber noch nie nachgedacht? Wenn alle Leute so leben wollten, gäbe es keine Habgier mehr, keinen Krieg und keine Regierungen!“

Ich antwortete: „Dieser Dein so kostbarer Idealismus scheint mir doch auf einer Art Fehler zu beruhen. Dieser Fehler besteht wohl darin, daß ein reicher, gefestigter, kriegslüsterner Staat nicht notwendigerweise eine reiche und gefestigte Gesellschaft repräsentiert. Zuweilen trifft das Gegenteil zu. Einen noch größeren Fehler begehst Du deshalb, weil Du die „Gesellschaft“ durch den „Staat“ ersetzt. Unter dem Etikett der Gegnerschaft zum Staat richtest Du Dich in Wirklichkeit gegen die Gesellschaft. Allermeistens repräsentieren die Staaten ihre Gesellschaften nicht. Und Du stimmst mir doch sicher in diesem Punkt zu: Wenn ein Staat auf Gefängnisse und Waffen angewiesen ist, herrscht er sicherlich nicht über eine Gesellschaft, die in Wohlstand und Zufriedenheit lebt.“

„Da hast Du recht. Ich vermenge die Begriffe auf unangemessene Art. Mein Beispiel ist dieser Krieg zwischen Indien und Pakistan. Beide sind arme Länder. Dennoch gelüftet es ihre Regierungen nach Krieg, um damit auf heroisch aufgeblasene Weise ihre labilen gesellschaftlichen Zustände zu verdecken. Die Sache mit den Belutschen beschäftigt mein Sinnen und Trachten überhaupt sehr stark. Ich stimme völlig mit einem indischen Freund von mir überein, der einmal sagte: ‘Solange ein Staat durch die Macht seiner Polizei, seiner Armee und seiner Gefängnisse regiert, werde ich es vermeiden, Steuern an ihn zu entrichten, und zwar dadurch, daß ich ein so armseliges Leben führe, daß ich unterhalb der Steuerpflicht verbleibe!’“

Darauf ich: „Also siehst Du, daß Du gar nicht gegen die Gesellschaft eingestellt oder ihr gegenüber gleichgültig bist. Du bist eben doch gegen die Staatsmacht.“

„Das hängt davon ab. In manchen Punkten ist die Existenz eines Staates nötig. Ohne Vorhandensein staatlicher Ordnungen kannst Du nicht 5000 Kilometer sicher und wohlbehalten reisen. Glaubst Du denn, ich könnte aus dem iranischen Belutschistan ins pakistanische Belutschistan und zurück reisen, wenn da überall Willkür und Anarchie herrschten?“

Ich antwortete: „Du willst also uns die Arznei, die Du selbst nicht schlucken willst, verschreiben? Hier sollen also die Regierungen mächtig sein, damit Du bequem Deinen Lebensabend in Belutschistan vergnüglich und im Sonnenschein verbringen kannst?“

„Du siehst die Dinge aber sehr negativ.“

„Ja, deswegen, weil ich kein Europäer bin, sondern vielmehr einem Europäer gegenüber sitze. Und Du, der Du glaubst, vor Europa geflohen zu sein, irrst Dich. Du bist nur vor Deiner Verantwortung davongelaufen und bist nunmehr drauf und dran, alle Vorteile, die ein Europäer hier genießen kann, auszunützen!“

„Du läßt mich ja nicht ausreden!“

„Also gut — rede weiter!“

„Ja. Ich sagte, die Belutschen glauben, sie seien arm. In Wirklichkeit sind wir Europäer die Armen. Letztes Jahr bin ich mit einem Belutschen unterwegs gewesen, zu Fuß. Er war bloßfüßig und ich hatte meine Schuhe an, Irgendwann riß er sich einen Dattelpalmzweig ab, flocht sich daraus Sandalen und zog sie sich an, worauf wir weitermarschierten. Ganze zwei Stunden hatte es gedauert, bis er sich sein Schuhwerk aus Dattelblättern angefertigt hatte. In Europa müßte ich mein Einkommen für fünf Arbeitstage für ein Paar Schuhe aufwenden. Und dann sagt man, ein Europäer sei reich. In Wirklichkeit ist er ein armer Teufel.“

„Sag einmal — wenn die Wetterverhältnisse in Belutschistan genauso kalt wären wie in Österreich — meinst Du, man könnte da auch Palmblattsandalen anziehen? Und wie lange würde denn solches Schuhwerk wohl halten?“

„Warum siehst Du das von dieser Seite?“

„Darf ich das von einer anderen Seite her betrachten? An Deinem Belutschen vorbei wird gleichzeitig Eisenerz nach Bandar-‘Abbās transportiert, wird dort verschifft für die Hochöfen im Ruhrgebiet oder sonstwo. Ein Arbeiter aus Kermān verdient im Erzabbau noch nicht einmal einen Tōmān pro Tag, aber wenn er für seine junge Frau eine Nähmaschine kaufen will, muß er dafür 700 Tōmān auf den Tisch legen, also den Lohn für zwei Jahre! Siehst Du irgendwelche Zusammenhänge zwischen dieser Nähmaschine und den Palmblattsandalen?“

„Also, Du willst mich fortwährend in eine Ecke stellen, die nicht die meine ist. Was hat denn das alles mit mir zu tun?“

Ich antwortete ihm: „Ich habe doch schon gesagt: Was Dich betrifft, haben wir es mit einem gesellschaftlichen Problem zu tun, nicht mit einem individuellen. Du bist ein Teilchen jenes Geräts, mit dem der Orient zugunsten des Westens gemolken wird. Sag mir doch, wieviel Geld hat Dir denn der „Verein für Sprachfor-

schung'' in Wien (gemeint ist die „Hammer-Purgstall-Gesellschaft'', B. Fragner) für diese Reise gegeben? Und sag doch vor allem: Hättest Du in Österreich ein anderes Leben geführt, hättest Du dann das Gleiche getan wie jetzt? Ich will doch nur, daß Du einsiehst, daß Du kein persönliches Problem darstellst!''

„Was soll das heißen?''

„Wenn Du zum Beispiel eine andere Frau geheiratet hättest, oder wenn Du auch einen Sohn gehabt hättest — dort, wo ich einmal gewesen bin, konnte ich feststellen, daß sich auch so manche Österreicher darüber geämt haben, daß ihre Frauen nur Töchter geboren haben, genauso wie die Orientalen! — Und wenn Deine Frau nicht so pedantisch gewesen wäre, und so weiter!''

„Auch wenn ich eine andere Frau hätte, die insgesamt nicht schlechter wäre als die, die ich habe, hätte ich ihr einen Tschador angezogen, sie in ein Auto gesetzt und fertig; dann wäre ich genauso losgefahren. Du weißt doch, daß ich vor vielen Jahren auf eben diese Art bis Rangun gekommen bin, als wir noch jung waren und nicht mehr als ein Kind hatten! Gemeinsam mit meiner Frau!''

Ich erwiderte: „Ich werde auf diese Rangun-Geschichte noch einmal zurückkommen. Glaubst Du denn nicht, daß Du vor Deiner Verantwortlichkeit davonläufst, wenn Du aus Europa fliehst? Vor der Verantwortung, die sich daraus ergibt, daß Du Europäer und aktiver Zeuge dieser miserablen Zustände bist?''

„Nein. Das alles ist es nicht. Das Leben in Indien, Pakistan und Belutschistan ist einfach viel bequemer. Du brauchst da kein Geld und kein Hotel. Du kannst alles zu Fuß gehen. Du bist sicher, daß Du Dir nachts die Schuhe unter den Kopf legen kannst, besonders, wenn Du in einem Tempel oder in einem Park schlafen möchtest.''

„So etwas gibt es bei uns auch. Wer in einer Moschee oder einer Wallfahrtsstätte schlafen will, kann das seit Jahrhunderten tun.''

Sīmīn mischte sich ein: „Also, Du hast doch in Wien ein Haus, ein geregeltes Leben...''

Darauf antwortete er: „Aber da stehe ich auch unter ständiger Aufsicht einer pedantischen Hausfrau!'' — Wir wußten, er hatte in Gaaden, etwa 60 Kilometer von Wien entfernt, ein großes Haus, gemeinsam mit seiner Ordination, die mit allen nur erdenklichen ärztlichen Geräten ausgestattet war. Er war der Gemeindefeldarzt jenes Ortes und außerdem Vertragsarzt der Krankenkasse. Er erhielt

sein Gehalt aus öffentlichen Mitteln, brauchte keine Hausbesuche und dergleichen zu erledigen ... „Jedenfalls will ich feststellen, daß dies keine Flucht ist. Es ist die freie Entscheidung für einen leichteren Lebensstil.“

Sīmīn sagte: „Zuerst konsumierst Du, dann fliehst Du.“

Darauf er: „Ihr nehmt das mit dem Konsumieren oder Nichtkonsumieren sehr ernst. Ich bin doch kein Millionär! Mein Pensionseinkommen erhält meine Frau und ich habe ein wenig Erspartes. Laßt mir Euch ein Beispiel erzählen! In einer indischen Stadt habe ich einmal in einem Hotel genächtigt, die Nacht für etwa zehn Tōmān. Konnte ich denn da bei der Hitze schlafen? Hitze, Mücken und das Geräusch des Ventilators! Die Nacht darauf habe ich dann im Garten geschlafen. Weil der Garten zu dem Hotel gehörte, hat man mich nach halber Nacht hinausgeworfen. Also mußte ich in den Tempelgarten gehen. Wie angenehm war es da! Das ist keine Flucht aus der Konsumgesellschaft, sondern nichts anderes als der Wunsch nach Bequemlichkeit!“

Ich meinte: „Du sagtest, Du habest Dir etwas erspart. Wovon denn eigentlich?“

„Ihr Orientalen seid aber neugierig! Woher kommst Du? Wohin gehst Du? Woher hast Du Dein Geld?“

Aus Spaß sagte ich: „Wenn Du ständig über Deine geringen Ausgaben redest, könnte ich fast meinen, Du seist eines von den Kindern Israels!“

„Bin ich nicht. Also, mein Erspartes stammt aus der Entlohnung dafür, daß ich einmal für einige Erdölgesellschaften gearbeitet habe. In Tripoli in Libyen. Mitten in der Wüste, unweit von Benghazi. Die anderen Europäer haben dort ihr Geld mit Bier versoffen oder in den Bordellen „Athen“ und „Malta“ verhurt. Ich habe gespart für Belutschistan“.

Ich fragte: „Wie lange warst Du denn da?“

„Zweieinhalb Jahre.“

Ich fragte noch einmal: „Wieviele Jahre hast Du eigentlich insgesamt als Arzt gearbeitet?“

„Jetzt arbeit ich ja nicht mehr. Aber insgesamt habe ich über dreißig Jahre lang gearbeitet.“

„Kannst Du ungefähr schätzen, wieviele Menschen Du während dieser Zeit behandelt hast?“

„Weißt Du — eigentlich habe ich meine ärztliche Tätigkeit nie ernst genommen. Wenn sich ein Arzt in die Angelegenheiten seiner Patienten einmengt, tut er das immer nur unter zwei Gesichtspunkten: Heilung oder Tod. Ich meine das durchaus ernst. Ohne die Einmischung des Arztes kommt es aufs Gleiche hinaus, auf eben diese zwei Punkte. Da ist es doch besser, Du mischst Dich nicht ein. Obwohl Du Arzt bist und eigentlich helfen willst, bleibt der Tod als Phänomen bestehen. Du kommst letztlich dahinter, daß Du gar nicht in der Lage bist, irgendwelche wirkliche Hilfe zu leisten. Dazu habe ich mich schließlich durchgerungen. Nach meiner Pensionierung hätte ich eine Privatordination weiterführen können. Davon habe ich Abstand genommen und bin stattdessen hierher gekommen, um weiter nach Belutschistan zu fahren.“

„Wo hast Du eigentlich Medizin studiert?“

„In Wien, später in Paris.“

„Welche Fachausbildung?“

„Allgemeine Medizin. Dann wurde ich Kassenarzt. Mein Haus und meine Ordination hast Du ja in Gaaden gesehen. Das Witzige war, daß die Leute zu mir als Kassenarzt nicht etwa kamen, um behandelt zu werden. Sie kamen, um krank zu werden! Geld brauchten sie ja keines zu zahlen. Sie wollten krank geschrieben werden, um nicht arbeiten zu müssen. In Rangun hingegen — da hatte ich eine private Ordination und alle Patienten kamen, um behandelt zu werden. Sie haben mich auch gut bezahlt. Deshalb ist mir die Medizin immer auf den Geist gegangen.“

„Du hast noch immer nicht gesagt, wieviele Menschen Du geheilt hast!“

„Weiß ich nicht.“

„Dann sag wenigstens, wieviele Du bis jetzt ins Grab gebracht hast!“

„Das will ich nicht wissen. Wenn sie wieder gesund geworden sind, war es durch meine Hilfe, wenn sie aber gestorben sind, war es durch den Willen Gottes.“

„Immer weichst Du mir aus, Doktor! Was ich wissen will, ist, wieviele Deiner Patienten Dein Gewissen belasten!“

„Ich sage doch, daran will ich mich gar nicht erinnern.“

„Siehst Du, Doktor? Du entziehst Dich Deiner Verantwortung!“

„Stimmt.“

„Und Du weißt, daß Du diese Art von Egoismus auf die Spitze getrieben hast!“

Er murmelte etwas vor sich hin und meinte dann: „...vielleicht.“

„Wir könnten mithin sagen, Du seist ein Anarchist, der gleichgültig geworden ist, weil er seine Kampfkraft verloren hat?“

„Mag sein. Aber nur insoweit, als daß Du mich nicht zum Staatsfeind erklärst!“

„Ja, fürchtest Du Dich denn?“

„Natürlich. Davor, daß ich an der Verwirklichung meiner Ziele gehindert werden könnte!“

„Ziele? Ja, hast Du denn auch Ziele? Ein der Gesellschaft gegenüber Gleichgültiger hat ein Ziel?“

„Ja. Eben diese Gleichgültigkeit, diesen 'Asozialismus'. Kann der denn nicht ein Ziel sein?“

„Der hat doch nur insofern etwas von einem Ziel an sich, daß er hinten die Endung '-ismus' hat.“

„Sehr gut. Schreib' doch, ich sei einfach hinter meinen Leidenschaften her! Sprach- und Dialektstudien. Besonders hinter dem Studium einer Sprache, über die bisher noch niemand gearbeitet hat. Ich meine das Belutschische. Und außerdem bin ich auf einen angenehmen Lebensabend erpicht.“

„Du fliehst also vor dem Alter? Kann es nicht sein, daß Du aus Gaaden und Deiner gewohnten Umgebung fliehst, weil sie Dich an Dein Alter erinnern?“

Simin fügte hinzu: „Alle sind hinter ihren Leidenschaften und Sehnsüchten her!“

Darauf sagte er: „Viele machen das aus einer Pose heraus! Ich aber nicht.“

Ich meinte: „Wechseln wir doch das Thema — was hältst Du denn von der Religion?“

„Mein Großvater war Pfarrer. Mein Vater hätte auch Pfarrer werden sollen. Er ist aber aus seinem Elternhaus davongelaufen, da gab es Geschichten ...! So, wie Du, Du bist ja auch aus Deinem Vaterhaus davongelaufen. Deine Erfahrungen hat man in meiner Familie eine Generation früher gemacht.“ Ich hatte ihm einmal über meinen Vater erzählt. Zu dritt waren wir damals um ein

Holzkohlebecken mit darübergestülptem niedrigen Tischchen gegessen und hatten über Gott und die Welt geredet, besonders über diese Geschichte.

Ich sagte: „Und was ist mit Dir?“

„Also — Christ bin ich keiner.“

„Was hast Du denn sonst für eine Religion?“

„Ich kenne einen Freund in Teheran, der ist Zoroastrier. Der erzählte, einer wollte einmal Zoroastrier werden. Der Priester (*mobad*) hat ihn aber nicht aufgenommen. Einer, der nicht dazugehört, kann nämlich nur sehr schwer Zoroastrier werden, vielleicht ist es auch überhaupt unmöglich. Deswegen würde es mir nicht schlecht gefallen, Zoroastrier zu werden.“ Ich wußte, daß er die Religionen unserer Region ein wenig kannte. „Jedenfalls möchte ich nicht aus einem Gefängnis in ein anderes übersiedeln!“

„Ja, welche Religion sagt Dir denn eigentlich zu? Oder kann man sagen, Du seist ein Gottloser?“

„Nein, woher denn? Ich möchte gern ein Heide, ein Polytheist sein. So wie die Inder.“

„Warum?“

„In der Vielgötterei hat man es mit vielerlei Herren zu tun. Das ist eine Art Demokratie in der Metaphysik. Vor dem einen Gott kannst Du Zuflucht bei einem anderen finden. Im Monotheismus geht das nicht.“

„Im Christentum hast Du immerhin die Dreifaltigkeit!“

„Aber die Kirche kennt doch keine Demokratie!“

„Lassen wir die Scherze. Wenn Du nicht als Gottloser gelten willst, mußt Du Dich doch zu einer Religion bekennen!“

Er antwortete: „Ich habe mir vorgenommen, auf dieser Reise zu antworten, ich sei Buddhist, wenn mich jemand danach fragen sollte.“ Er zeigte auf seinen langen Rauschebart. „Mein Aussehen spricht auch dafür.“

„Also, Du sollst aber keine Eulen nach Athen tragen, also nicht als Buddhist nach Ceylon reisen, als Pilger zu Adams Fußabdruck!“ Ich erklärte ihm, was diese Redensart zu bedeuten und was es mit der Pilgerfahrt dorthin auf sich hatte. Dann fuhr ich fort:

„Was ist, reden wir über Rangun? Wie lange warst Du da?“

„Dreieinhalb Jahre.“

„Wann und unter welchen Umständen?“

„Das war im Jahr 1935/6. Ich wollte eine Weltreise machen. Aber die Engländer erteilten für diese Weltgegend kein Visum. In Indien ging es drunter und drüber, man rief nach Unabhängigkeit und so fort. Nur für Siam gab es ein Visum, das bekam ich denn auch und mit Hilfe dieses Visums schlug ich mich nach Rangun durch. Dort ließ ich mich schließlich nieder. Die Reise dauerte sechs Monate. Von Dänemark bis Bagdad war ich auf dem Motorrad unterwegs. Meine Frau und mein Kind saßen im 'Beiwagen'. Dann fuhr ich mit dem Schiff bis Bombay. Von dort nach Kalkutta mit der Bahn. Dann ging es wieder mit dem Schiff weiter nach Rangun. Dort eröffnete ich eine Privatordination. Einmal kam ein Patient zu mir, der war ein Iraner. Ich gab ihm ein Fläschchen mit Arznei. Mit der Hälfte davon wurde er gesund. Er wollte aber den Rest nicht fortwerfen!“

„Wie kamst Du denn mit den Einheimischen zurecht?“

„Also, Rangun war für mich ein Paradies. Zum einen, weil wir keine Engländer waren. Deshalb schauten uns die Leute auch nicht schief an. Außerdem gab es dort vielerlei rassische, religiöse und sprachliche Minderheiten. Mit allen kamen wir gut aus. Mein Englisch habe ich dort gut aufpoliert.“ Außer Deutsch — seiner Muttersprache — versteht er Französisch aus Paris, English hat er dort gelernt, außerdem kann er noch Persisch, Russisch, Urdu und Belutschisch. In den letzteren kann er sich schlecht und recht verständigen. „Da bin ich dann auch mit dem Persischen näher bekannt geworden, und Urdu habe ich über das Persische geübt.“

„Wo bist Du zuerst mit dem Persischen in Berührung gekommen?“

„Noch als ich Medizinstudent war. Im Jahr 1925. Für einen Sommer bin ich damals weggefahren und nach Teheran gekommen. Über die Türkei, die Sowjetunion und schließlich nach Anzālī. Von dort nach Teheran bin ich zu Fuß gegangen. Es gab keine Verkehrsmittel. Ich werde nie vergessen, wie ich eines Nachts unter einer Brücke geschlafen habe. Das Glockengeläute der Kamelkarawanen hat mich bis zum Morgen nicht einschlafen lassen.“ Ich erinnerte mich, er daß er auf einer Reise nach Behbehān — wir waren zu dritt, ich, mein Bruder und er — das Gleiche tat. Wir schlugen irgendwo ein Ruhelager auf, aber er wurde nicht müde und erstieg einen Berg. Er beharrte darauf, im Freien zu nächtigen. Aber es war kalt, deshalb ging das nicht.

„Du warst also von allem Anfang an schon so landstreicherisch veranlagt?“

„Kannst Du Dich denn nicht erinnern, wie man mich vor zwei Jahren in Iranisch-Belutschistan dingfest gemacht, meinen Photoapparat zerschlagen und mich nach Teheran verfrachtet hat, und wie Du hier noch in Schwierigkeiten geraten bist, als Du zu beweisen hattest, daß ich kein Spion sei?“

Ich sagte darauf: „Mir scheint, das gefällt Dir nicht schlecht, immer verdächtig zu wirken?“

„Ich war den anderen immer suspekt.“

„Und Du bist es auch immer noch?“

„Stimmt.“

„Warum?“

„Weil es den anderen stets leichter fällt, jemanden für verdächtig zu halten, als das Leben eines ziellos umherstreunenden Menschen zu akzeptieren. Ich bin oft — einmal in Bulgarien, einmal in Frankreich, einmal in Moskau, einmal in der Türkei, einmal in Iran und einmal auch in Belutschistan — festgenommen worden, nur weil ich ziellos herumvagabundierte. Kein Staat der Welt liebt Nomadenstämme und Zigeuner. Denn nur Sesshafte können regiert und beherrscht werden. Das ist eine Tatsache. Aber herumziehende Stämme und Nomaden stehen nicht zur Diskussion. Ein einzelner ist noch schlimmer. Er ist eben immer verdächtig, weil er sich der staatlichen Kontrolle stets entzieht.“

„Siehst Du — Du magst eben keine Regierungen.“

„Regierungen... Die sind ein notwendiges Übel.“

„Notwendig, um andere zu regieren und mit Dir eine Ausnahme zu machen? Hoffentlich kommst Du Dir nicht wie ein geheimer Prophet vor!“

„Wieso Prophet? Ich lebe doch nur für mich!“

„Niemand lebt für sich allein. Wer bist Du denn eigentlich, Doktor? Ein verantwortungsloser Mensch, dem das Schicksal der Menschheit gleichgültig ist? Warum sollst Du gerade eine Ausnahme sein?“

„Vielleicht hast Du recht.“

„Lauf nicht davon, Doktor! Du bist in den Jahren, in denen Hitler Österreich besetzt hat, davongelaufen und hast Dir's in Rangun gut gehen lassen. Über keinerlei Verantwortung hast Du Dir Sorgen gemacht!“

„Aber wo! Später hat man mich verpflichtet und ich habe mich dieser Pflicht gestellt. An der russischen Front war ich Arzt. Was hatte denn das für einen Sinn? Das ist ja einer der Gründe, warum ich sage, ich bin kein Europäer mehr. Ich werde Dir etwas erzählen: Ein Wiener Philosoph — ein Jude — namens Weininger hat 1919 ein Buch veröffentlicht namens „Geschlecht und Charakter“, 900 Seiten dick. Es läuft darauf hinaus, daß es sich nicht lohnt zu leben. Selbst nach der Veröffentlichung dieses umfangreichen Buches hatte er das Gefühl, nichts Rechtes geleistet zu haben. Deshalb hat er sich umgebracht. Wenn Du die Schriften Sartres liest, dann bist Du ja auch das Leben so satt, daß Du hingehst und Selbstmord begehst.“

„Aber mein Verehrter, Du hast Dich weder umgebracht, noch bist Du das Leben satt. Außerdem meine ich, Du hast Sartre nicht richtig und gründlich gelesen. Du hast Dich mit dem zufriedengegeben, was die Zeitungen von ihm verstanden haben. Welche seiner Arbeiten meinst Du überhaupt?“

„Ich erinnere mich nicht genau.“

„Siehst Du, Du hast ihn nicht richtig gelesen. Schade, daß ich Deinen verehrten ‚Weininger‘ nicht kenne! Vielleicht hätte ich sonst Dein Argument widerlegen können! Jedenfalls — Sartre ist so etwas wie ein politisches und literarisches Barometer. Er legt sich mit jeder Art Herrschaft an. Sobald er irgendwo Druck verspürt, stellt er sich dagegen. Jetzt gerade gegen Amerika wegen des Vietnam-Krieges, gestern gegen den Stalin’schen Kommunismus, morgen gegen den Anarchismus, vorgestern gegen den Kapitalismus. Er kämpft gegen jeden ‚Ismus‘, sobald er Herrschaftsdruck ausübt. Du hast doch hoffentlich die Sache mit Kuba nicht vergessen?“

„Dann ist auch er so wie ich.“

„Also, wenn Du sagtest, Du seist auch wie er, wäre das schon besser. Es ist nur schade, daß Du nie und nimmer wie er bist. Er akzeptiert die Verantwortung und kämpft gegen die ausplündernde Beziehung, die der Westen dem Orient gegenüber errichtet hat. Ich möchte doch sehen, hast Du, der Du von Weininger daherredest, dessen Namen wir noch nie gehört haben, und der Du Sartre zu Deiner Entschuldigung heranziehst, irgendetwas von Heidegger und Kierkegaard gelesen?“

„Ich hab's einmal versucht, aber ich habe nichts verstanden. Ich verstehe von diesen Dingen nichts.“

„Das merkt man. Aber Du verstehst es, Dir daraus dann und wann eine Krücke zu schnitzen! Wie wär's, ändern wir noch einmal das Thema? Wann hast Du eigentlich begonnen, Dich für die Belutschen und das Belutschische zu interessieren?“

„Zum ersten Mal bin ich 1958 nach Belutschistan gereist. Einige Wochen war ich dort. Nach jener gemeinsamen Reise nach Behbehān und Kāzarūn. Weißt Du noch, Ihr seid damals nach Teheran zurückgekehrt und ich bin dorthin weitergefahren.“

„Ja, ich erinnere mich. Das war eben jene Reise, wo man Dich verdächtigt, verhaftet und nach Teheran zurückgeschickt hat.“

„Meine zweite Reise war 1960. Sie dauerte zwei oder drei Monate. Dieses Mal bin ich ins pakistanische Belutschistan gefahren. Meine dritte Reise war 1963, sie dauerte etwas über ein Jahr. Ich habe sogar einen Abstecher nach Indien gemacht. In den Städten Kwetta, Kalat und Maribokhti habe ich mich neun Monate lang aufgehalten und habe geforscht. Was war das für ein herrliches Leben mit den Stämmen! Welche Empfänge, welche Gastfreundschaft! In solchen Gegenden mußt Du es nur verstehen, Dein Dasein zu genießen und den Weg zu gehen, der Dir gerade Freude macht, weit von irgendwelchen Beamten und ihren Belästigungen unterwegs. Wenn Du die Straßen entlang gehst, ist es schon verfehlt. Die Neugierde der Leute läßt Dich nicht weiterkommen. Wann immer Du wen nach dem Weg fragst oder fragst 'Was gibt es denn in der und der Gegend?', wird man Dir antworten, dort sei es gefährlich. Also geh' am besten allein! Oft wollen sie von Dir, Du mögest lieber mit ihnen gehen. Aber wenn Du dann ins erstbeste Dorf kommst, findest Du dort die herzlichste Aufnahme.“ Mir fiel ein, daß er sich auf unserer gemeinsamen Fahrt, wenn wir auf unseren Proviant angewiesen waren, stets zurückhielt und sich mit Wasser und Zucker begnügte. Sobald wir aber in einem Qašqā'ī-Zelt zu Gast waren oder gar in einem Herrenhaus, aß er drauf los, als wollte er sich für vier Tage sättigen. Ich und mein Bruder, wir wunderten uns: Ein Doktor und so ein undisziplinierter Magen! Ich weiß nicht, vielleicht hat er das aus Hygienegründen getan?

Ich fragte ihn: „Du verläßt Dich also auf diesen Reisen vor allem auf die orientalische Gastfreundschaft?“

„Willst Du damit sagen, ich reise auf Kosten dieser Gastfreundschaft?“

„Wie es Dir beliebt. Ich will damit nur sagen, Du flüchtest auf solchen Reisen in die ‘Primitivität’ als Gegensatz zu dem, was Du als Europäer als ‘Zivilisation’ kennst. Auf diesen Reisen nützt Du die Gefühle von orientalischen Menschen aus, die Dich — einen Europäer, aber unbewaffnet — in ihrem Dorf sehen und sich darüber freuen. Sie wissen nicht, daß Du von Europa frustriert bist. Sie vermeinen in Dir einen echten Europäer von Schrot und Korn wahrzunehmen und genau das wollen sie auch. Du bist für sie eine Art Weltwunder, ein ‘merveille du monde’, zauberisch und traumhaft. Über alle Propagandamedien ihres Landes, für das sie nur entlegene Teile, armselig und amputiert, darstellen, vernehmen sie Lobpreisungen, wenn von Europa die Rede ist. Im Radio, in der Presse, auf Versammlungen und so weiter Und dann kommst Du höchstpersönlich aus diesem Europa daher, über das sie all diese schönen Sprüche gehört haben! Das gilt ja auch schon für Teheraner. Und jemand, der noch nicht einmal bis Teheran vorgedrungen ist, kann nun einen echten Europäer bei sich zu Hause als Gast willkommen heißen! Welch größere Genugtuung als das kann es schon geben? Noch dazu, wo Du keine Waffen hast und die Leute hier nicht wie früher einmal unterwerfen willst! Aber Du bist ja gekommen, um ihnen zu sagen: ‘Schuhe aus Palmblättern sind viel besser als solche aus Leder’ und ähnliche Rostäuscheereien. Der Belutsche, der es bisher gewöhnt war, deinesgleichen immer nur mit einem Gewehr über der Schulter zu begegnen und als ‘Sahib’ anzureden, wird Dich jetzt als Gast aufnehmen, wenn auch mit Zähneknirschen, denn für ihn bist Du nur die andere Seite der Medaille des Kolonialismus!’“

„Nein, nein! Du beurteilst das alles sarkastisch und ironisch, typisch iranisch!“

Darauf sagte ich: „Nie und nimmer! Wenn das typisch iranisch wäre und alle Iraner diese Sache so sehen wollten, wäre ich sehr froh. Leider ist das nur meine eigene, persönliche Auffassung. Iraner, Belutschen, Pakistaner — überhaupt die gewöhnlichen Orientalen sind ja schon stolzeschwelkt, wenn sie mit Dir zusammen sitzen können! Und das heißt dann: Orientalische Gastfreundschaft!“

„Also die Leute von den Stämmen interpretieren ‘Gastfreundschaft’ ganz anders.“

„Red' nicht mehr von dieser Gastfreundschaft, sie geht mir auf die Nerven! Sie hört sich mir wie ein Schimpfwort an. Ich sehe diese Gastfreundschaft so, daß so ein Nomade, wenn er Dir an seinem Speisentuch Essen anbietet, hofft, sich Deiner persönlich sicher zu sein und Dir vertrauen zu können. Aber Du und Deinesgleichen nützt ja seine Gastfreundschaft nur aus, Ihr gehört nicht diesem Bund des gegenseitigen Vertrauens an, der sich aus dem Zustand, Gast zu sein, ergibt. Noch etwas: Was heißt hier 'typisch iranisch'? Was verstehst Du denn unter 'iranisch'? Sollte ich es etwa sein, der ich mich mit Dir doch viel besser unterhalten kann als mit so einem Belutschen? Ich meine, diesem Belutschen käme ich doch viel verdächtiger vor als Du, er würde mich doch mit viel mehr Widerstreben in sein Haus einladen! Mit mir als Teheraner Umgang zu haben, bietet ihm ja keinen Anlaß zu Stolz und Pose, das bietet ihm doch keinerlei Genugtuung. Oder solltest Du vielleicht mit 'typisch iranisch' diesen Belutschen gemeint haben — eben den, von dem ich sagte, daß er, wenn er sieht, wie Du ohne Gewehr zu ihm kommst, sofort hundertmal Gott dankt und daß es ihm dann als gottgefällige Almosengabe erscheint, wenn er Dich bewirten darf?"

„Das ist aber nun sehr häßlich gesagt, sehr häßlich!"

„Unsere schöne orientalische Gastfreundschaft ist ja auch in Wahrheit sehr häßlich. Erinnerst Du Dich noch? Auf unserem damaligen gemeinsamen Fußmarsch, als wir da im Dorf Sarāb-e Nānīz angekommen waren, da hat uns der Dorfvorsteher mitsamt den Empfehlungsschreiben, die wir bei uns hatten, nicht aufgenommen. Fast wären wir ohne Unterkunft geblieben, und hätten wir nicht den Zipfel eines Geldscheins aufblitzen lassen, hätte uns auch der Dorfkrämer keinen Unterschlupf geboten. Erinnerst Du Dich, sie hatten dort kein Badehaus und keine Moschee, ihre Schule war geschlossen, das Tor verriegelt, wir hatten keine andere Möglichkeit als uns beim Dorfkrämer einzuquartieren. Weißt Du denn nicht: Wenn nicht mein Bruder und ich mit Dir dabei gewesen wären, Dich allein hätten sie in jedem einzelnen Haus mit Freude aufgenommen!"

Darauf meinte er nur: „Da hast Du schon recht. Jeder (städtische) Iraner wird eben in diesen (ländlichen) Gegenden als so etwas wie ein Staatsbeamter eingeschätzt, vor dem die Leute Angst haben.“

„Ja und als was wirst denn Du eingeschätzt? Doch wohl als Bestandteil jener Träume, jener Imaginationen von Europa, die heutzutage alle ihre Häuser durchziehen! Du weißt doch recht gut, daß wir auf der Fahrt damals keine Staatsbeamten waren. Ein Staatsbeamter reist doch in solche Gegenden nicht ohne bewaffnete Eskorte. Die wußten das auch ganz genau, und eben deshalb ließen sie uns nur widerstrebend an sich heran. Erinnerst Du Dich noch, wie dieser Dorfkrämer mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Schwiegersohn bis Mitternacht Karten spielten?“

Er antwortete: „Ja freilich. Ich erinnere mich. Darf ich Dir noch ein anderes Erlebnis erzählen? Einmal war ich in der Gegend von Pīp in Belutschistan mit einem Dienstwagen des Straßenbauministeriums unterwegs. Als wir in irgendeinem Dorf ankamen, sahen wir, daß sich die Belutschen allesamt in einer Reihe aufgestellt hatten. Alle miteinander zitterten und hatten Angst, welches staatliche Unheil wohl wieder über sie käme? Das Ergebnis war, daß sie auch mich als Beamten betrachteten. Von Gastfreundschaft war da keine Spur, überhaupt keine! Ich mußte sogar meine Datteln bezahlen! Aus diesen Erlebnissen in Sarāb-e Nanīz und in Pīp habe ich folgende Lehre gezogen: Ich muß versuchen, mit den Einheimischen, wo immer es auch sein möge, allein in Kontakt zu kommen, nur ja nicht in irgendjemandes Begleitung, ob es sich nun um offizielle oder inoffizielle Reisegenossen handeln mag.“

„Du bestätigst also, daß meine Auffassung die bessere Interpretation der ganzen Angelegenheit darstellt?“

„Sei's drum. Nichtsdestoweniger ist es eine häßliche Auffassung.“

„Wir sagen: 'Die Wahrheit ist bitter, nicht häßlich.' Jetzt wollen wir aber noch einmal das Thema wechseln. Ich meine damit, daß wir zu Deinem eigentlichen Interessengebiet kommen sollten, nämlich zur belutschischen Sprache. Wieviel hast Du bis jetzt darüber gearbeitet und nach welcher Methode?“

„Zunächst habe ich damit angefangen, einheimische Lieder, Geschichten und Gesänge zu sammeln, mit einem Tonbandgerät. Dann bin ich dahinter gekommen, daß das nichts bringt. Ich konnte nämlich die Inhalte über das Abhören nicht verstehen und schon gar nicht vom Tonband auf Papier übertragen. Soviel Belutschisch habe ich damals noch nicht verstanden. Selbst jetzt, da ich schon

einiges beherrsche, bin ich noch immer nicht dazu imstande, etwas nach einer Tonbandaufnahme zu notieren. Der Fehler bestand darin, daß ich mir — wie alle anderen — eingebildet habe, das Belutschische sei einer von vielen Dialekten des Persischen, so daß man es mit Hilfe des Persischen schon herauskriegen könne. Die Hauptschwierigkeit ergibt sich daraus, daß das Belutschische (scheinbar) nicht geschrieben und festgehalten wird. Schließlich kam ich dahinter, daß das Belutschische eine besondere Sprache für sich ist, mit einer Reihe unterschiedlicher Dialekte. Irgendeinen Text, den ich, sagen wir, in Pīp auf Band aufgenommen hatte, konnten die Belutschen in Irānšahr nicht verstehen. Zufällig waren auch schon deutsche Sprachwissenschaftler des neunzehnten Jahrhunderts durch komparatistische Methoden anhand von Texten, die englische Gelehrte gedruckt hatten, auf diese Erkenntnis gestoßen, daß nämlich das Belutschische an und für sich eine eigene Sprache ist, die zur Gruppe der iranischen Sprachen zu zählen ist, keineswegs nur irgendein Dialekt des Persischen. So habe ich erkannt, daß die Sammlung belutschischer Texte allein auf akustische Weise nicht ausreicht. Man muß vielmehr auf der Basis geschriebener Texte arbeiten, die es zufällig in großem Umfang gibt, jeder davon in irgendeinem belutschischen Dialekt. Die Arbeit wird aber dadurch erschwert, daß sich wegen der allgemeinen Armut und des verbreiteten Analphabetismus bis heute aus den diversen belutschischen Dialekten noch keine belutschische Standard-Sprache entwickelt hat, etwa mit Hilfe der modernen Kommunikationsmittel wie Radio oder Presse. Es gibt natürlich auch keinen einzigen Staat, der irgendein Interesse daran hätte, eine solche Sprache als offiziell anzuerkennen. Sie haben hier das Persische, die Pakistanis Urdu und die Afghanen Paschtu. Unter den derzeitigen Bedingungen herrscht im Belutschischen eine Art Chaos. Glücklicherweise habe ich während meiner Beschäftigung mit dem Belutschischen mitbekommen, daß einige belutschische Dichter und Schriftsteller gerade im Begriffe sind, einigen Eifer bei der Schaffung einer solchen Standard-Sprache zu entwickeln. Zur Zeit gehe ich so vor, daß ich von jedem Dichter und Schriftsteller Textbeispiele sammle, durcharbeite und einordne. So nehme ich mir einen nach dem anderen vor. Erst nachdem diese Texte alle aufgearbeitet sind, wende ich mich dem akustischen Aspekt zu, also der Sammlung ungeschriebener, folkloristischer Materialien.”

Ich fragte ihn: „Wie lange, denkst Du, wird denn ein so bedeutendes Vorhaben sich hinziehen?“

„Ich habe nicht länger als zehn Jahre dazu Gelegenheit. Darüber bin ich aber nicht traurig. Es wird sich schon jemand finden, der meine Arbeit fortsetzen wird.“

„Denkst Du nicht daran, über die ganze Geschichte irgendetwas zu veröffentlichen?“

„Ich glaube, daß ich etwa in einem Jahr eine Buch über grundsätzliche Fragen zu der ganzen Angelegenheit herausgeben werde. Als man mir seitens des österreichischen Staates eine kleine Unterstützung für die Erforschung der belutschischen Sprache gewährte, wurde ich dazu verpflichtet.“

„Aha, da steckt also auch so etwas wie eine Verpflichtung hinter Deiner großartigen Forschungstätigkeit!“

„Kann man sagen.“

Damit wurde mir deutlich, daß sich die Vermutung, die Sīmīn und ich von Anbeginn hegten, als zurecht bestehend herausstellte. Oftmals hatte ich ihm gesagt: „Komm, wir machen noch einen richtigen Orientalisten aus Dir!“ Was fehlt ihm denn noch dazu, abgesehen davon, daß er nicht so recht weiß, was er mit dieser belutschischen Sprache, die er ins Leben rufen wird, eigentlich in die Welt posaunen will, und unter welches Markenzeichen, welche Kennfarbe und welche Flagge er sie letztlich stellen soll? Sei's drum. All das ist wohl immer noch besser, als untätig und müßig herumzusitzen!

(Ābān 1344/Okttober-November 1965)

* *
*

Noch im Sommer 1969 wurde Strasser aus Iran mit dauernder Wirkung — wie schon ein halbes Jahr zuvor aus Pakistan — ausgewiesen. Der belutschische Grünzeughändler war vom iranischen Geheimdienst schon seit längerem kommunistischer Untergrundarbeit verdächtigt, observiert und schließlich verhaftet worden. Den Gemüseladen hatte man beschlagnahmt.

Möglicherweise von den Nachbarstaaten gewarnt, verweigerten ihm die dortigen Behörden auch die Einreise nach Afghanistan. Damit war es mit der Belutschenforschung endgültig aus. „Wissen

Sie — ich werde jetzt zu den Bhilen in Indien gehen, die haben auch eine ganz hochinteressante Sprache!“ Das war das Letzte, was ich von Strasser gehört habe.

Meines Wissens hat er nie etwas über das Belutschische veröffentlicht. Die Rucksäcke mit den gesammelten Materialien liegen wohl noch in Gaaden im Wienerwald.